



Predigten – von Hauptpastor Alexander Röder

21. Sonntag nach Trinitatis

21. Oktober 2018

Jeremia 29, 1. 4-7.10-14

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Liebe Gemeinde,

„Heimat“ - ein Begriff feiert Renaissance; ein Wort, das oft missbraucht wurde und darum umstritten ist. Aber plötzlich wird wieder von Heimat gesprochen, auch um zu verhindern, dass bestimmte nationalistische Gruppen für sich allein die Deutungshoheit für diesen Begriff reklamieren.

Heimat lässt sich nämlich auf vielfältige Weise beschreiben und erfahren, aber jede dieser Weisen rührt an unsere Emotionen.

Heimat hat mit einem Gefühl zu tun, „zu Hause zu sein“, geborgen, sicher und geliebt. Heimat, das kann das Land sein, ein Haus oder die Erinnerung an die Kindheit; ein Weihnachtsfest, das so gefeiert wird wie früher; ein Sonnenuntergang an der Nordsee; das Alpenpanorama; manchmal ist Heimat sogar in einem anderen Menschen zu finden. Auch die Kirche kann Heimat sein, unser Michel, der Klang unserer Orgeln, die Feier des Gottesdienstes.

Jeremia schreibt vor Jahrtausenden einen Brief an Menschen, die gezwungen wurden, ihre Heimat zu verlassen. Sie sind keine Flüchtlinge, sondern Exulanten, von der siegreichen babylonischen Armee aus Jerusalem nach Babylon verschleppt, um dort als billige Arbeitskräfte ausgebeutet zu werden.

Jeremia schreibt aus der verlorenen Heimat, denn Jerusalem ist nicht mehr. Der Tempel ist nicht mehr. Und wer nicht zur Oberschicht gehört und nach Babylon ziehen muss, der flüchtet tatsächlich, zumeist nach Ägypten. Denn in Jerusalem kann man nicht mehr leben. Die Häuser, die Felder, alle Grundlagen zum Leben, vor allem aber das Zentrum der Religion, der Wohnort Gottes – alles ist zerstört. Die Identität der Israeliten ist dadurch zutiefst erschüttert.

Im Herzen der Menschen brennt diese schmerzhafteste Erinnerung an das Verlorene. Ich als Nachgeborener habe es als Kind nie verstanden, wenn meine Großmutter mit Wehmut von ihrer Heimatstadt Stettin erzählte. Es war da nicht mehr die Stadt ihrer Kindheit und Jugend. Fremde wohnten dort, die eine andere Sprache sprachen. Die Kirche, in der sie konfirmiert worden war, war nicht mehr evangelisch. Zornig und erregt war meine Großmutter, als die Ostverträge unterzeichnet und die Oder-Neiße-Grenze endgültig festgelegt wurden. Sie empfand es als Verrat an ihrer Heimat und schaltete den Fernseher aus, wenn Bundeskanzler Willy Brandt sprach. Ich habe es nicht verstanden.

Heimat zu verlieren und Heimat zu finden, ist zu allen Zeiten und bis heute hoch emotional besetzt. Was, wenn ich in einen fremden Ort komme, an dem ich nun leben soll, aber die, die dort leben und zu Hause sind, mir keine Heimat gewähren wollen? Das ist ein hochaktuelles und hochbrisantes Thema, das in unserer Gesellschaft vielfältig und beileibe nicht immer sachlich diskutiert wird.

Was, wenn die Erinnerung an das Verlorene so überwältigend ist, dass ich gar nicht in der Lage bin, mich auf Neues einzulassen, sondern nur darum bemüht,

alles zu bewahren, was ich aus der Heimat kenne, um nicht alles zu verlieren und am Ende mich selbst zu verlieren?

Ihrer Sünden wegen sind die Israeliten ins Exil geschickt worden. Es ist Gottes Strafe für ihren Ungehorsam. Das ist heute nicht mehr unser Thema. Damals aber war es wichtig, denn mit der Fremde kam auch die Entfremdung von dem Gott, der Sicherheit und Leben garantierte. Davon erzählt unser Text aus Jeremia zwischen den Zeilen.

Jeremia schreibt, dass Gott nach siebenzig Jahren daran denken wird, das Volk wieder nach Jerusalem zurückführen zu lassen. Er hat das Volk noch immer im Blick. Die Distanz zur Heimat ist für Gott kein Problem. Aber seine Entscheidung ist es für die Menschen seines Volkes. Warum so lange? Gilt immer noch, dass wenn die Väter saure Trauben essen, den Söhnen und Töchtern die Zähne stumpf werden? Warum wird eine Generation bestraft, die gar nichts mit den Sünden der Vorväter und –mütter zu tun gehabt hat?

In Babylon sind die längst erwachsen, die als kleine Kinder verschleppt worden waren. Auch sie haben schon Kinder, die in Babylon geboren wurden. Die können doch gar nicht mehr verstehen, welche Gefühle ihre Großeltern für Jerusalem hegten und wie es denen Heimat war als Lebensort und in ihren Herzen. Und sie wissen nichts von den Sünden ihrer Vorfahren.

Jeremia schreibt gegen solche Fragen: Richtet euch ein. Baut Häuser, pflanzt Gärten. Heiratet und zeugt Kinder. Und Gott sagt nicht: Heiratet nur untereinander, nur im eigenen Volk.

Das geschieht erst, als die Israeliten nach Jahrzehnten im Exil wieder nach Jerusalem zurückkehren dürfen. Da wird gesagt – ich zitiere aus dem biblischen Buch Nehemia: „Ihr sollt eure Töchter nicht ihren (d.h. den

fremden) Söhnen geben noch ihre Töchter für eure Söhne oder euch selbst nehmen.“

Jeremia weiß davon nichts, und Gott offensichtlich auch nicht. Für Babylon sollen die Israeliten beten und der Stadt Bestes suchen, „denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's euch auch wohl.“

Heißt das nicht, werdet hier in Babylon heimisch? Oder ist dieser Brief an die Exulanten bereits ein Zeichen, dass die zweite und dritte Generation sich längst angepasst hat und die letzten Alten in Sorge sind, dass deren wirkliche und wahre Identität verlorengehen könnte oder schon verloren ist?

Gott lässt seinen Propheten Jeremia das Wort „Heimat“ neu buchstabieren und hält zugleich fest an der wirklichen Heimat in Jerusalem. Sie bleibt auch Gottes Heimat – der geliebte Zion.

Nach 70 Jahren werden die, die dann das Volk sind, zurückkehren. Eine unglaubliche Zumutung und Herausforderung zugleich. Was geschieht in der Zwischenzeit? Wird Jerusalem dann von Menschen bewohnt werden, die noch wissen, was es mit der wirklichen Erwählung auf sich hat? Können sie noch ermessen, was es bedeutet hat, die schönen Gottesdienste im Tempel zu feiern und Gottes Lieder zu singen? Wie werden die Rückkehrer heißen und welche Lieder werden sie singen? Die Lieder vom Zion wollten sie in Babylon nicht singen, wie wir im 137. Psalm lesen können: „Wie könnten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande?“ Nur bewahren und heimlich weitergeben an die nächste Generation? Wird das gelingen? Was ist das für ein Leben?

Für Israel damals hat das alles mit Gott zu tun. Wir haben diese Verbindung weitgehend gekappt und erleben plötzlich Menschen in unserem Land, für die der Glaube an Gott von fundamentaler Bedeutung für ihr Leben ist. Und

manche unter uns schrecken davor zurück. Das Gespenst der Islamisierung wird berufen.

Es ist präzise die Frage, die Jeremia zwischen den Zeilen in seinem Brief stellt: Wann spätestens führt die Anpassung an das Leben in der Fremde zu einer Aufgabe der eigenen Identität als Israeliten und was lässt sich ohne weiteres aufgeben, ohne dass die bleibende Erwählung eben dieses Volkes durch Gott gefährdet wird? Dürfen die Israeliten in Babylon überhaupt so denken? Dürfen sie sich gegenüber den haushoch überlegenen Babyloniern als erwähltes Volk Gottes verstehen und verhalten?

Gottes Wort, das er seinem Propheten aufträgt, macht sehr deutlich, dass es kein Betrug an Gott ist, wenn sich die Menschen in ihrem neuen Zuhause einrichten. Gott sagt, dass etwas anderes wichtiger ist: Der Glaube und das Vertrauen in ihn, in seine Gegenwart selbst hier in der Fremde. Das allein ist entscheidend: „Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen, spricht der Herr.“

Das Herz ist für die Israeliten damals nicht der Sitz des Gefühls, sondern des Verstandes. Gott lässt sich auch in der Fremde finden. Er ist da – nicht anders als in Jerusalem, auch wenn die Israeliten im Exil es völlig anders empfinden.

Gott mutet seinem Volk ohne Heimat zu, ihn neu zu erkennen, weiter zu verstehen und anders zu erleben. Der Blick zurück wird nicht in die Zukunft führen. Vielmehr ist es die Suche nach diesem einen Gott in der Gegenwart des Lebens, wo immer es sich ereignet, die Zukunft eröffnet. Israel in Babylon muss lernen, dass sein Gott sich anders zeigt als den Generationen zuvor, und doch derselbe Gott ist.

Im Evangelium dieses Tages verstört Jesus seine Jünger in ganz ähnlicher Weise. Sie sind zwar nicht im Exil, aber auch nicht zu Hause. Denn Jesus predigt nicht von einem neuen Zion in Jerusalem, sondern vom Reich Gottes, das nicht von dieser Welt ist. Und dort gilt nicht mehr, was in Israel jahrhundertlang Gesetz und Regel war.

Regen diese Texte nicht an, über unsere Kirche nachzudenken und unseren Glauben und unsere Ängstlichkeit, an einer Heimat im Glauben festzuhalten, die für viele längst keine Heimat mehr ist und aus der sie ausgewandert sind? Jeremia und Jahrhunderte nach ihm Jesus, der nicht nur von Gott berufen wurde wie ein Prophet, sondern direkt von Gott kam und in dem Gott in seiner Fülle gegenwärtig war, haben eine Heimat verheißen, nach der wir uns sehnen. Sehen wir uns danach? Empfinden wir uns als Fremde, als Exulanten oder Flüchtlinge in unserer Lebenswirklichkeit, die darauf warten, dass die vollkommene Heimat, die uns verheißen ist, kommt?

Diese Heimat in den Blick zu nehmen – das Reich Gottes, das himmlische Jerusalem – schafft so viel Freiheit und Offenheit für das Leben hier. Es relativiert so vieles und nimmt die Verlustängste, die so viele Menschen befallen, schon dann, wenn einer kommt und unseren Rock fordert. Geben wir dann noch freiwillig den Mantel?

Darauf wollen Jeremia und Jesus gleichermaßen hinaus mit ihren Reden am heutigen Sonntag: Unsere wahre Heimat ist bei Gott. Und er ist da, wo immer wir sind. Wenn wir ihn suchen, wird er sich finden lassen und jedes Exil beenden und uns heimführen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.